Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 28. Posen, den 13. Juli. 1890.

Suzon's Ende.

Von Emil Peschkau.

(Fortsetzung.)

„Wie oft liest man von dem Elend der Armen, Worte voll tiefsten Mitleids, herzzerreißende Schilderungen von den Hütten der Bettler. Aber nie noch las ich von dem furchtbarsten aller Leiden, von den elendesten, unglücklichsten Menschen! Von jenen Aermsten, denen Gott die Sehnsucht nach dem Guten und Schönen in die Brust gelegt hat und die hinausgestoßen werden in die Nacht, die eines ihrer Ideale nach dem andern versinken sehen und die nicht sterben dürfen, nicht sterben dürfen, weil es noch etwas giebt, das sie lieben, das nicht verlassen dastehen sollte in der Welt! Wie habe ich gerungen, Mathieu! Ich war nicht schwach, ich war stark, heißblütig wie Du! In einen offenen Kampf gestellt — o was wäre das gewesen, mit welcher Lust, mit welchem Muth hätte ich gekämpft! Aber dieses jämmerliche, niederdrückende Ringen, diese Stiche von unsichtbaren Kobolden, die das Blut vergiften, diese ohnmächtige Wuth, in der man um sich schlägt wie ein gefesselter Riese gegen Schmeißfliegen und Wespen! Ein Sklave unter der Peitsche des Aufsehers — was für ein beneidenswerthes Loos — wie habe ich mich danach gesehnt! Und daran war das Weib schuld, und doch war sie schuldlos, wie nur ein Engel es sein kann. Was konnte sie dafür, daß das Glück mich floh, daß sie die Fessel war, die mich niederzwang! Sie und Ihr — Du, Mathieu, und deine Schwester Claire. Wäre ich allein gewesen — nun, man knirscht mit den Zähnen, aber man ringt sich weiter, auch mit einem Stück trockenen Brotes — oder man jagt sich auch eine Kugel durch den Kopf, man stirbt. Aber drei Wesen an der Seite — zwei, die hilflos waren, die nicht verstanden, wie es mir ins Herz schnitt, wenn sie froren und Hunger litten. Was sollte ich thun? Viel Anderes konnte ich nicht als musiziren und ich verfluchte endlich diese Kunst, die ich einst vergötterte, ich verfluchte sie, wie ich mein Weib verfluchte. Nur daß ich Euch nicht verlassen konnte! Es giebt ja auch andere Menschen, denen es leichter wird, aber in meiner Seele lebtet Ihr — lebtet Ihr, wie in Deiner das todte Mädchen lebt. So oft ich auch in meinen schweren Stunden, in wahnsinniger Verzweiflung daran dachte, Euch zu verlassen, in die Welt zu ziehen, wie es Andere thun — ich konnte es nicht. Da wurde es mir noch leichter, Euch mit mir zu nehmen in den Tod, mit Euch zu sterben. Das war der Gedanke, der endlich wieder und immer wieder kam, der meine einzige Hoffnung war, das letzte Licht, das mir leuchtete. Es war in meine Macht gegeben, diesem Ringen ein Ende zu machen, wenn es nicht mehr weiter ging! Und nun denke Dir, Mathieu, ein junges Weib, das brav und gut ist, ein Weib, das Du liebst, und zwei Kinder, — liebliche Wesen mit fröhlichen Gesichtern und glücklichen Augen — und sterben — morden — das immer vor sich zu sehen — im Wachen und im Traum — ich habe es durchlebt! Sterben — morden! Aber was sollte ich thun? — Ich hatte ja Alles versucht. Anderes konnte ich nicht, als musiziren, und das nur halb. Ich lebte in meinen Kompositionen — aber es ist so unendlich schwer, fast wie ein Wunder Gottes, daß man durchdringt, genannt wird, die Theilnahme der Menschen erregt, Lohn empfängt. Ich weiß es nicht, was meinen Einfällen anhaftete — vielleicht waren sie nichts werth — ich weiß es nicht — ich habe sie vernichtet — ich habe diese Liebe aus meiner Brust gerissen — meinen Gott mit Füßen getreten. Wer diesen Kampf kämpfen will, der muß frei sein, ganz frei, oder er muß Geld und Gut und mächtige Freunde haben. Willst Du zu den Millionen Menschen gehen und sie zwingen, daß sie Dein Lied hören? Sie haben zu viel anderes zu thun, es ist ihnen nicht übel zu nehmen, wenn sie sich an die Lieder Derer halten, die ihnen schon vertraut sind. Sie haben keine Lust und keine Zeit, Richter zu sein, sie wollen, daß man an ihre Ohren, an ihr Herz rühre, und gehen dorthin, wo sie gewohnt sind, zu finden, was sie wollen. Sie gehen zu den alten Meistern, wie sie Alle in ihr Stammwirthshaus gehen — und mag der neue Wirth die besten Speisen haben — er wird zu Grunde gehen, wenn er seine Zeit nicht erwarten kann. Darum warf ich den Gott zum Tempel hinaus und beschloß zu arbeiten, nichts als zu arbeiten. Wie hätte ich meinem Vater gedankt, Mathieu, hätte er mich ein Handwerk erlernen lassen. Nun war es zum Lernen zu spät — ich hatte ja nicht die Zeit und nicht die Ruhe! Mein Gott — die Ruhe! Alles fieberte in mir — ich fand keinen Schlaf mehr — ich konnte keine Zeile lesen, denn ich verstand den Inhalt der Worte nicht mehr — all mein Denken war unser Elend! Ich that Alles, ich ließ nichts unversucht. Ich spielte in den häßlichsten Kneipen und gab Stunden für ein Bettelgeld. Ich bot mich als Schreiber an und ich stand endlich in den Straßen und schaufelte Schnee. Wäre nur mein Körper kräftiger gewesen, dann hätte ich mir als Lastträger Verdienst verschaffen können! Aber ich war schwach — kränklich — im Innersten zerrüttet! Nun, ich that, was ich konnte, ich brachte immer noch Geld ins Haus, das Ende war immer noch nicht da. Aber Kinder, Mathieu, Krankheiten — was kostet das Geld! Und die Wohlthätigkeit . . . Ja, man sagt, es giebt wohlthätige Menschen. Aber es giebt Keinen, der ein Auge hat für die ärmste Armuth, Keinen, der die

Armuth sucht. Ich klage Niemanden an — wer arm ist, der gehe betteln! Wir gehörten zu denen, die nicht betteln können. Wir dachten nicht einmal daran, zu betteln.

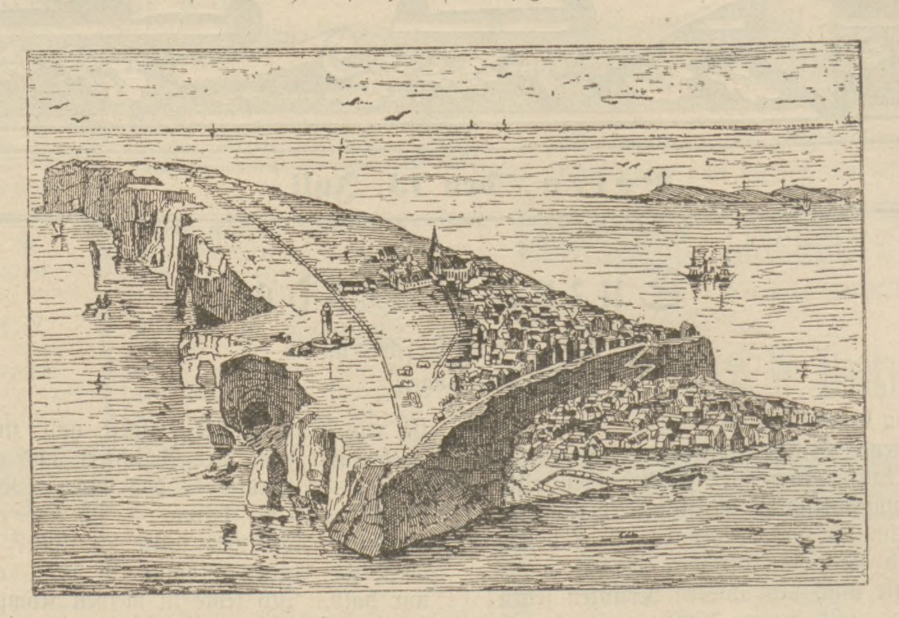
Wenn wir in unserer tiefsten Noth uns in die traurigen, kranken Gesichter sahen, dann dachte ich nicht mehr an Hülfe der Menschen, sondern an den Tod, und Heloise errieth mich, denn sie fiel mir dann weinend um den Hals und sagte: „Morgen, Sulpice — vielleicht kommt Morgen das Glück!" — Und ich wartete, aber es kam nicht. Ich war einer Erstarrung verfallen, in der ich nicht mehr zu arbeiten vermochte, in der ich nur auf das Glück wartete. Stumm starrte ich vor mich hin und in den Nächten schritt ich in unserem Stübchen auf und nieder oder lag schlaflos auf dem Strohsack — Betten hatten wir längst nicht mehr. Und in diesem entsetzlichen Zustande kam bald der Glaube an mein Selbst und ich verfluchte die Ketten, die mich fesselten, und dann wieder hob ich Euch weinend an meine Brust und bat Euch um Verzeihung, daß ich Euch ein so schändlicher Vater war, der Euch kein Brod geben konnte und der davon träumte, wie es gekommen — wenn Ihr nicht wäret! O — man sollte es kaum glauben — wieviel ein Mensch ertragen kann — wie groß das Maaß der Leiden sein muß, um ihn zu tödten!

Aber es mußte bald erreicht sein, das fühlte ich von Tag zu Tag lebhafter, und immer heißer wurde die Sehnsucht nach der Erlösung, nach dem Tod. Wie oft nahm ich Euch auf meinen Schooß und wenn Ihr Eure kindischen Fragen an mich richtetet, mich mit Euren klaren Kinderaugen ansaht, meine Wangen streicheltet, mit meinem Bart spieltet, dann schossen mir die Thränen empor, ich schluchzte und schluchzte und Ihr Armen fragtet mitleidig: „Hast Du Weh, Vater?" — Weh — Weh — mein Gott, dieses winzige Wort für solch eine Skorpionenwelt in der Brust! Und schlimmer wurde es und schlimmer, bis das Elend Heloise auf das Krankenlager warf und dann Claire. Die Armen — was ihnen fehlte — ich konnte es ihnen nicht geben — ich konnte sie nicht mehr retten. Ich hätte sie auch nicht mehr retten können, wenn ich plötzlich reich geworden wäre, denn ihre Körper waren längst entkräftet. Claire starb dahin in einer Nacht, die mich heute noch schaudern macht, denn in dieser Nacht verlor mein armes Weib zum ersten Male ihre Engelsgeduld, in dieser Nacht floß es furchtbar von ihren Lippen, furchtbar — und wie ein Dürstender nach dem Quell, so lechzte sie danach, eine Verbrecherin sein zu können, den Gott in ihrer Brust tödten und den Menschen in's Gesicht schlagen zu können. Und Du, Mathieu, Du schliefst daneben — wie Kinder schlafen! Diese Nacht hat Alles ausgelöscht in mir — Alles was noch an einem frommen Glauben, an Liebe zu den Menschen drinnen lebte, und dann, als auch Heloise starb, als sie dem blonden Mädchen folgte, da konnte ich ihr ehrlich in die Hand schwören: Ich werde Dir nicht nachkommen, ich werde Dein Kind nicht tödten, es soll leben und ich werde kämpfen für den Knaben — anders als bisher. „Du hast es jetzt leichter", sagte sie sterbend. „Leichter — ja, ja. Gott wollte Dir freundlich sein, darum hat er uns von Dir genommen. Siehst Du — das Glück — das Glück, es kommt doch." So entsetzliche Worte brennen sich tief in die Seele — es waren die letzten Worte einer Sterbenden! . . . . . Ha ich konnte ihr ehrlich schwören, denn ein wilder Trotz war über mich gekommen — Alles war vernichtet, was in mir gut war, ich wollte leben, Rache nehmen, das Glück ertrotzen, schlecht sein wie die Anderen, meine Ideale mit Füßen treten — Mensch sein — Mensch! — Ich war reif für das Verbrechen, Mathieu!"

Er hielt erschöpft inne und faßte die Hand des Sohnes. Die sinkende Sonne warf einen schmalen Streifen Lichts herein, in dem die Staubtheilchen munter auf und nieder tanzten.

„Schließe den Vorhang ganz," sagte Gerard, „das Licht schmerzt mich. Ich hasse die Sonne nicht, aber sie thut mir weh, ich meide sie. Ich hasse auch die Menschen nicht, wie Ihr glaubt, ich scheue sie nur; ihr Anblick schmerzt mich. Damals haßte ich sie und wollte Rache nehmen an ihnen und gönnte ihnen nichts Gutes. Damals stand ich vor dem Verbrechen — aber Alles kam anders."

Er hielt wieder inne und erst nach einer Weile fuhr er ruhiger fort.



Die Nordseeinsel Helgoland.

„Ein paar Monate nach dem Tode Heloisens fiel ihr eine Erbschaft zu — eine Erbschaft von einem Menschen, an den wir nie gedacht, den wir nie gesehen hatten. Der Hohn dieses Schicksalseinfalls traf mich tief — furchtbar tief und ließ keine Freude in mir aufkommen. Indeß wendete das unser Leben nun vom Elend ab. Das Geld gehörte Dir — ich legte es sofort sicher an und die Zinsen überhoben mich des Kampfes für unser Fortkommen. Aber sie überhoben mich nicht der Sorge, die meine Begleiterin blieb und in unser Leben ihren finstern Schatten warf. Die Sorge! Wie viele Tausende mögen durch die Welt schreiten, scheinbar glücklich, ohne Sorgen, beneidet wie ich beneidet wurde, und doch schreitet neben ihnen das häßliche graue Weib und schüttet beständig Wermuth in ihren Becher. Es läßt sich nicht bannen, dieses Gespenst, wer ihm einmal tief in die entsetzlichen Augen geschaut, der sieht es immer vor sich, auch wenn er auf den Höhen des Lebens schreitet. Und wie furchtbar deutlich mußte ich es immer sehen — ich — mit dieser unheimlichen Macht im Hirn — dieser selben Macht, die Dich Deine Sorgen sehen läßt! Andere Wunden mögen heilen, aber die man aus solchen Kämpfen davonträgt, sie heilen nie, sie heilen vielleicht scheinbar, aber sie brechen immer wieder auf. Nie verließ mich die Angst, daß uns dieser kleine Besitz verloren gehen könnte, und immer fieberischer wühlte es in mir, ihn zu vermehren. Sollte ich mich wieder der Kunst zuwenden? Einen Augenblick lockte es mich — und dann noch öfters — denn der Trieb in meinem Herzen war noch nicht todt — all das Erlebte war nicht im Stande gewesen, ihn zu tödten. Aber der Ekel vor den Menschen ward zum Ekel vor dem Erfolge. Ich konnte mit Geld spekuliren, aber nicht mit der Kunst. Und dann war die Furcht vor der Zukunft, die Angst, wieder fortgerissen zu werden und der gierigen Bestie im Taumel, im Rausche auch das in den Rachen zu werfen, was uns ein günstiger Zufall zugewendet hatte. Die Sorge war es, die Sorge, die endlich alle lichten Träume vertrieb und mich mit Haß gegen diesen Gott in der Brust erfüllte. Ich ließ das Klavier, das ich mir schon angeschafft hatte, aus dem Hause bringen, und schwor mir, nie eines zu berühren. Dagegen wandte ich meine ganze Aufmerksamkeit der Vergrößerung unseres Besitzes zu. Dein Vermögen konnte ich nicht mehr antasten, aber von den Zinsen erübrigte ich soviel, daß ich damit kleine Spekulationen unternehmen konnte. Ich hatte meistens Glück, ich sammelte bald ein kleines Vermögen, aber je mehr es wuchs, desto langsamer schien es mir zu gehen. Meine Phantasie flog viel, viel schneller, und da-

mit es auch mit dem Reichwerden schneller gehe, schränkte ich unsere Ausgaben auf das Nöthigste ein. Die Leute nannten mich Geizhals — auch Du nanntest mich so — vielleicht hattet ihr nicht ganz unrecht. Du siehst, ich bin nicht verblendet, ich war es nie. Es hat immer Zeiten gegeben, wo ich klar sah oder klar zu sehen glaubte, wo ich mich plötzlich fragte: Bist Du auf dem richtigen Wege? Aber ich war nicht im Stande, den Dämon in der Brust zu bekämpfen, er war kräftiger als Alles, und oft riß er mich sogar zu wilden Ausbrüchen der Leidenschaft fort, die ich doch unterjocht zu haben glaubte. Mein ganzes Leben galt nur Dir, Mathieu, und es gab keine Stunde, wo Du nicht meine Gedanken beschäftigtest."

(Fortsetzung folgt.)

Das Berliner Parodie-Theater.

Von Adolf Gerstmann. (Nachdruck verboten.)

Nun bezweifle noch Einer, daß Berlin eine Theaterstadt ist, wie sie jeder Thespiskarrenschieber sich in seinen kühnsten Träumen nur ausmalen kann. Siebzehn stehende Theater, in denen allabendlich den verschiedenen Musen mehr oder minder appetitliche Opfer dargebracht werden; über vierzig Dilettantenvereine, deren ausübende Mitglieder allwöchentlich die Geduld von Gott Apollo auf eine wirklich harte Probe stellen; dann die „Freie Bühne", die den schönen Beruf hat, unter Ausschluß der Oeffentlichkeit allmonatlich einmal ihren Vereinsgenossen einen Sonntag-Vormittag gehörig zu vereklen, indem sie den Allerjüngsten unter den Allernaturalistischesten zum Wort verhilft, Stücke aufführt, die sich zwischen Gewohnheitssäufern, Rückenmarkskranken, „erblich Belasteten" und ähnlichen angenehmen Mitbürgern abspielen und die Richtigkeit des alten Berliner Sprüchleins auf's Neue zu Ehren bringen sollen:

„Die Liebe und der Suff —
Det reibt den Menschen uff."

Die „Freie Bühne" hat übrigens als solche wieder zwei Konkurrenz-Vereine erhalten: Die „Freie Volksbühne", in der die neue Lehre von der neuen Kunst der breiten Masse gepredigt werden soll, und zwar zu herabgesetzten Preisen — Person für Person soll fünfzig Pfennige Entree zahlen; es ist der reine dramatische Fünfzig-Pfennig-Bazar; ferner ist die „Deutsche Bühne" jüngst begründet worden, ein Verein, der mehr für dramatischen Schutzzoll schwärmt, die Ausländer grundsätzlich verpönt und den Beweis führen will, daß unsere einheimischen Naturalisten das Theater einem harmlosen Zuschauer ebenso schön zu verleiden verstehen, wie die vielbewunderten naturalistischen Wortführer des Auslandes. Die Begründer und Mitglieder des Vereins „Deutsche Bühne" sind eben gute Patrioten; sie lassen nicht „außer dem Hause dichten", und wollen den Fremdling nicht verdienen lassen, was sie den Landsleuten zuwenden können.

Wir haben in Berlin ein „Theater der Lebenden", das Lessingtheater, das ja programmgemäß nur Stücke lebender Autoren aufführt; dann haben wir — allerdings nicht programmgemäß — ein „Theater der Todten" das ist das Wallnertheater, in welchem während der jetzt zu Ende gehenden Saison über zwanzig Novitäten aufgeführt wurden, von denen keine einzige Erfolg hatte.

Das sind nun aber schließlich alles Kunststätten, die in mehr oder minder großer Zahl auch andere große Städte aufzuweisen haben; aber ein Theater besitzen wir Berliner, auf das wir stolz sein können — nicht gerade so stolz, wie Paris auf sein Louvre und London auf seine Westminster-Abtei — aber doch immerhin stolz, denn es ist ein Unternehmen, „desgleichen nirgend anders Du gesehn." Das ist nämlich das Parodie-Theater.

Du lieber Himmel! In anderen Städten wird ja wohl auch einmal eine Parodie auf ein Stück aufgeführt, das in ganz besonderer Weise die Aufmerksamkeit und das Interesse des Publikums erregt hat. Zuweilen birgt die komische Wiederspiegelung sogar mehr Geist und Lebensweisheit, als das Original, zumal wenn diesem letzteren nur durch zufällige Momente oder durch die Actualität des Stoffes der Vorzug eines großen Erfolges bescheert wurde. In allen anderen Städten macht aber solch' parodistischer Scherz nur die Ansprüche, als bescheidenes Reislein am Stammbaum des großen Repertoires zu gelten. Das Berliner „Parodie-Theater" ist aber, wie schon sein Name besagt, ausschließlich zu dem einen schönen, weniger künstlerisch erhabenen, als vielmehr belustigenden Zwecke begründet — und daß es während des ganzen Winters prosperirt hat, daß es trotz der ziemlich hohen Eintrittspreise allabendlich volle, in den allermeisten Fällen sogar ausverkaufte Häuser erzielte — diese Thatsache läßt sogar im gewissen Sinne einen Rückschluß zu auf die Sinnesart und Gedankenrichtung der Berliner. Weit besser, als lange Abhandlungen es vermögen, beweist die dauernde Existenz des „Parodie-Theaters", wie gewaltig, wie fast unerschöpflich die Theaterlust der Berliner ist — denn naturgemäß hat der Besuch der Parodie nur für Denjenigen Sinn und Zweck, der das betreffende Originalstück gesehen hat, und wie mächtig muß das Interesse für letzteres sein, wenn es nachhaltig genug wirken soll, um zum Besuch der Parodie anzuregen!

Im verkehrsreichsten Viertel der Stadt, in der Oranienstraße nahe am Moritzplatz, wo sich tagsüber das arbeitende Berlin hastet und drängt, wo im Laufe des Tages das großstädtische Leben in tausend- und abertausendfacher Gestalt, mit unaufhörlich wechselnder Physiognomie dahinfluthet, wo bis in die sinkende Nacht hinein der gewaltige, aus tausenderlei Geräuschen entstehende Lärm der Weltstadt herrscht, der den Fremden verwirrt, von dem Einheimischen gar nicht mehr wahrgenommen wird, der nach kurzer Pause mit dem jungen Tage auf's Neue anhebt — anschwellend wie die Brandung zur Zeit der Fluth, als hätte er die kurze Ruhe nur benutzt, um sich zu neuem, rücksichtslosem, nervenzerstörendem, den Schwachen, Energielosen mit unheimlicher Gewalt niederdrückendem Tosen zu sammeln — hier hat die neueste unter den ständigen Bühnen Berlins ihr Heim. Ein ziemlich großer, langgestreckter Saal mit einer Galerie, eine ganz kleine Bühne, auf der zehn Personen allenfalls Platz haben, zwölf sich drängen müßten und fünfzehn kein Obdach finden — da haben Sie das „Parodie-Theater". Und doch werden hier Stücke gegeben mit Massenscenen und Aufzügen, mit Kampfscenen und Gesellschaftsakten — nur ist eben Alles auf den Rahmen des Theaters zugeschnitten. Wozu auch ein großes Aufgebot von Kräften? Das ist auch so etwas, womit die großen Bühnen gern renommiren! Wenn im Hoftheater hundert Krieger auftreten, um ein Heer darzustellen, so sieht das aus, als wenn's Wunder was wäre! Ist aber mit hundert Mann in Wirklichkeit schon einmal eine Schlacht geschlagen worden? Na also! Da bleiben wir hübsch bei der bescheidenen Einfachheit und lassen die „getreuen Truppen" überhaupt nur aus drei Mann bestehen. Und es geht famos! Von derselben gewinnenden Schlichtheit ist die Bühneneinrichtung. Muß denn der Luxus der „Meininger" auf sämmtlichen Bühnen herrschen? College Shakespeare hat noch weniger für Dekoration ausgegeben, als das Parodie-Theater, und es ging doch!. Wie praktisch ist bei solch' anmuthiger Einfachheit der ganze Apparat eingerichtet. In der „Ehre" spielen bekanntlich zwei Akte im Vorder-, zwei im Hinterhause; das erstere wird durch zwei grüne Plüschsessel, die im Zimmer stehen, gekennzeichnet, und durch ein Schild mit der Aufschrift: „Aufgang für Herrschaften." Bei der Verwandlung werden die Sessel hinausgetragen, zwei Holzstühle hereingebracht, ein Plakat mit der Aufschrift: „Aufgang für Dienstboten" aufgehängt — der Scenenwechsel ist vollendet.

Im „Parodie-Theater" ist man nicht einseitig. Hier huldigt man jedem Genre, dem französischen Sittendrama und der Oper, dem deutschen Schauspiel und dem Drama, dessen Original in den fünffüßigsten Jamben geschrieben ist. Hat auf irgend einer Berliner Bühnen ein Stück einen durch irgend welche Umstände — es giebt ja solche Glücksfälle — veranlaßten großen Erfolg, so ist das Stück auch schon rettungslos den Hausdichtern des Parodie-Theaters verfallen. Sie nehmen sofort den Stoff und bearbeiten ihn, und zwar bearbeiten sie ihn so lange, bis er für ihre Zwecke reif ist. Ernst von Wildenbruch mußte zuerst herhalten, und sein vaterländisches Schauspiel „Die Quitzow's", das im Königlichen Hoftheater einen geradezu sensationellen Erfolg errang, erschien in gefälliger Umarbeitung auf dem „Hoftheater" (das Parodietheater ist nämlich in einem Hofgebäude) in der Oranienstraße als: „Die Quitzow's" oder „der Dieterich, der Dieterich — das war ein böser Wütherich; er war so schlimm, er war so arg — zu Brandenburg und in der Mark." Großes Berlinisches Trauer-Drama mit Gesang, Musik und Tanz, mit Mord, Dolch und Flammentod, am Schlusse sogar mit Gespenstern, in zwei Pro-, zwei Zwischen- und einem Epi-Log, zwei Abtheilungen und einem Nachspiel. Mit freier Benutzung der Geschichte der Mark Brandenburg und vieler anderer Geschichten, aber bedeutend besser, als das gleichnamige Stück im Königlichen Schauspielhause, von Ernst von Zahmenbruch. Musik von Schulze-Schulzenstein.

Im gewissen Sinne huldigt man im Parodie-Theater der edlen Richtung — es wird dort nämlich nur in Versen gesprochen, und der mit Kalauern gewürzte, mit zeitgemäßen und lokalen Anspielungen reich gespickte Dialog wirkt nur noch erschütternder durch die drolligen Reime und den heiligen Ernst, mit dem alle Darsteller ihre Rollen spielen. Wenn der böse Dietrich von Quitzow im letzten Akte von den Gespenstern der von ihm Gemordeten gepeinigt wird, so reibt und kratzt er sich die Brust und ruft pathetisch:

„Was beißt mich da? Ist das nicht mein Gewissen?
Soviel ich weiß, hat's mich noch nie gebissen."

Man muß bei solchen und hundert anderen Stellen das Publikum lachen hören, um befriedigt zu konstatiren, wie herzlich und anhaltend bei den heutigen schweren Zeitverhältnissen überhaupt noch gelacht werden kann.

Da man sich bei Einzelheiten, wie Charakteristik, Episoden und ähnlichen Nebendingen im Parodie-Theater nicht lange aufhält, und die Direktion in weiser Erkenntniß den Shakespeare'schen Satz, daß Kürze des Witzes Seele ist, strenge befolgt, so spielt ein „abendfüllendes" Stück hier stets kaum eine Stunde lang, und es werden

somit allabendlich mehrere dieser grandiösen Meisterwerke aufgeführt. Sudermanns effektvolles Schauspiel „Die Ehre“ feierte bald nach seiner Erstaufführung im „Lessing-Theater“ eine Neubelebung im Parodie-Theater. Zur Bequemlichkeit für das geehrte Publikum ist dem Personenverzeichniß gleich eine kurze Charakterskizze beigefügt. Der Zettel lautet im Wesentlichen: „Die Ehre, oder die Jöhre“ (berlinischer Ausdruck für ungezogene Range) oder: „Wenn ich so 'was höre!“ Das Schauspiel aller Schauspiele — eine Steigerung ist nicht mehr möglich. Mit dem Herzblut des Verfassers geschrieben . . . es wäre eine Schande, sagte er, wenn diese Ehre dem hohen und höchsten Adel und Publikum vorenthalten bliebe. In einem Vorderhaus und zwei Hinterhäusern. H. Sudermann nachempfunden von H. Suderfrau aus Fraustadt. Sogar die Musik ist auch von ihm. Personen: Heineke, Stubenbohner, mit hohen Begriffen von der Ehre; Frau Heineke, hat die Hosen an; Robert, beider Sohn, genannt der „Ehren-August“, furchtbar versessen auf das bischen Ehre — nein, über den aber auch; Alma, seine Schwester, Jöhre, aber keine Spur von Ehre; Auguste, wenig bedachte Hauptrolle des Stückes, stört also nicht weiter, spielt nur hinter den Coulissen; Michalski, Augustens Mann, über den läßt sich nichts sagen, weil er nichts sagt; Graf Trast, Roberts Freund, Vertreter für Kaffee und Ehre, Ehren-Mitglied des Vereins „Blaue Zwiebel“, Ehren-Doktor der Universität in Philadelphia, so 'was von Ehre war überhaupt noch nicht da; Kommerzienrath Mühling, Vorderhausbewohner, Inhaber des Sohnes Kurt und der Tochter Amalie, aber oho; Amalie, seine Tochter, die einzig wirklich ehrenhafte Person im Stück, außer Heinekes und Michalskis, Mühling, Trast, Robert und Alma, blendet mehr als sie verblüfft, aber das Mädchen ist gut; Kurt, sein Sohn, ehrenwerther Vorderhaus-Charakter mit besonderer Verehrung des Hinterhauses — so, was man sagt, elegant und anständig; Lothar Brand, ungeheuerlicher Schwätzer, gar nicht todt zu kriegen; Hugo Stengel, Kammergerichts-Referendar, bei Kurt im Solde der Freundschaft, sonst unbesoldet.

Graf Trast, der auch im Original als indischer „Kaffee-König“ wiederholt bezeichnet wird, bringt diese erhabene Würde in der Parodie auch schon im Aeußeren zum Ausdruck; er trägt nämlich einen Anzug nach modernstem Schnitt, der aber aus Kaffeesäcken hergestellt ist. Auf Brust, Armen und Beinen liest man die Signaturen und die Firmen bedeutender Kaffeehändler Berlins, wie J. C. Lutze, Zuntz sel. Wittwe u. s. w. und am untersten Theil der Rückseite des Rockes steht in großer Schrift zu lesen: „Täglich frisch gebrannt.“

Dumas' „Fall Clemenceau“, der in Blumenthals „Lessing-Theater“ gegeben wurde, kommt am Parodie-Theater zur Aufführung als „Der Fall Blumenthal, oder der vor Liebe vergehende und doch so schmählich betrogene Bildhauer und Gatte, und daran ist blos die Schwiegermutter schuld,“ und Ponchiellis Oper „Gioconda“ wird dort gegeben als „Italienische Salat-Oper“ von C. Punschinelli, Musik von Hans von der Bülowstraße; (opus 1).

Ich bleibe dabei: Gott Apollo, der einst wegen einer Kleinigkeit den armen Marsyas geschunden, ist jetzt entweder unsäglich langmüthig, oder er fürchtet die Paragraphen im Strafgesetzbuch, die von der Körperverletzung handeln; anders kann ich es mir nicht erklären, daß der Direktion, den Dichtern und auch den gar nicht so üblen Darstellern des Parodie-Theaters nicht schon längst das Fell über die Ohren gezogen ist.

Die Nordseeinsel Helgoland.

Nun soll es uns gehören, das kleine Eiland in der Nordsee, das jährlich im Sommer von Tausenden von Deutschen besucht wurde, von Friesen bewohnt und von deutschen Gewässern umspült wird. Wer einmal auf stolzem Dampfer hier gelandet und einige Zeit hier geweilt hat, sah die englischen Briefmarken, deren er sich bedienen mußte, um den Seinen einen Gruß „vom Meere“ zu senden, als eine Art von Kuriosität oder Anomalie an. Denn alles Andere ist hier ja deutsch, was Einem begegnet, es sei denn, daß man mit dem Gouverneur der Insel in Berührung zu kommen die Ehre hat, oder auf dem nächtlichen Nachhausewege des nur englisch sprechenden Nachtwächters zur Orientirung bedürfte. Das kommt aber selten vor.

Helgoland zählt auf 0,55 qkm wenig über 2000 Einwohner, ist 1792 m lang, 600 m breit und besteht aus einem 60 m hohen, steil aus dem Meere sich erhebenden Felsenplateau und dem im Osten vorgelagerten flachen Vorlande, von welchem eine Treppe von 190 Stufen auf das Oberland führt. Oestlich vom Vorlande liegt eine Sandinsel, „Düne“ genannt, welche einen vorzüglichen Badestrand bildet. Seit 1826 ist Helgoland Seebad und zählt zu den besuchtesten Bädern der Nordsee. Die friesischen Bewohner leben von Fischerei, Hummerfang, Lootsendienst, hauptsächlich aber vom Fremdenverkehr. Ihre Sprache ist eine friesische Mundart, Schul- und Kirchensprache aber sind hochdeutsch. Ein unterseeischer Telegraph verbindet die Insel mit der deutschen Küste, zahlreiche Dampfer vermitteln im Sommer den Personenverkehr. Bis 1712 gehörte Helgoland den Herzögen von Holstein-Gottorp und wurde erst 1814 an England abgetreten.

Heiteres.

Auf der Polizeiwache klingelt es nach Mitternacht furchtbar. Die Beamten beeilen sich zu öffnen, vor der Thür steht ein stark bezechter Student mit einem großen Packet.

„Ich habe etwas auf der Straße gefunden und möchte es hier abgeben“, erklärte er.

Der Wachtmeister öffnet das Packet, dasselbe enthielt ein großes Stück — Asphalt!

„Das haben Sie also auf der Straße gefunden?“ fragt er streng.

„Gewiß, Herr Kommissarius.“

„So. Und Sie haben wohl gar nicht gemerkt, daß die Straße asphaltirt wird?“

„Schon möglich, Herr Lieutenant.“

„Na, es lagen doch gewiß noch viele solche Stücke dort?“

„Aber ich bitte Sie, Herr Inspektor, ich kann doch nicht alle auf einmal bringen!“

* * *

Unglückliche Liebe. „Herr Kanzlist, lieben Sie auch Gänsebraten?“

„Ach ja, aber meine Liebe bleibt leider — unerwidert.“

* * *

Zur Stütze des Gedächtnisses. Herr Lehmann besitzt ein sehr schwaches Gedächtniß. Auf Eisenbahnfahrten wagt er es niemals, auf einer Zwischenstation auszusteigen, weil er nicht im Stande, die Nummer seines Waggons im Kopfe zu behalten. Dieses persönliche Mißgeschick klagt er eines Tages, im Coupé sitzend, seinem vis-à-vis, einem intelligenten Geschäftsreisenden, der ihm aus Mitleid einen mnemotechnischen Wink ertheilt. „Sie müssen sich“ — so sagt der Geschäftsreisende, „die Nummer des Wagens an einem Geschichtsdatum merken; wir fahren z. B. heute wie sie sehen, im Wagen Nr. 1492, das ist das Datum der Entdeckung Amerikas, also gar nicht zu vergessen.“

Hocherfreut über diesen neugewonnenen Anhaltspunkt steigt Lehmann auf einer Haltestation aus, um sich an einem Glase Bier zu erquicken. Beim zweiten Läuten eilt er auf den Perron, um sein Coupé aufzusuchen, doch, o Schrecken! sein Gedächtniß läßt ihn schon wieder im Stich und in seiner Angst wendet er sich an den ersten besten Passagier mit der kläglich ausgestoßenen Frage:

„Sagen Sie mir, um Gotteswillen, wann ist Amerika entdeckt?!“

Epigramme

von August Pohl.

Den Spruch, den mich ein weiser Mann
Gelehrt, vergess' ich nimmer:
Sei selber gut — Du findest dann
Auch gute Menschen immer.

* * *

Was ist so mächtig, daß ihm selbst
Unmögliches gelingt?
Was ist's, das jeden Widerstand
Der stumpfen Welt bezwingt?
Ein Mannesherz, ein Frauenherz,
Das voll der reinsten Triebe,
Ein Herz, das allzeit überschäumt
Von echter Menschenliebe.

* * *

Welch' ein Widerspruch, es giebt
Keinen größern fast,
Daß man seine Eltern liebt,
Wenn das Leben uns verhaßt.

* * *

Willst Du zu Gericht Dich setzen
Ueber der Menschen Streben,
Mußt Du Lappen nicht und Fetzen
Reißen aus ihrem Leben;
Mußt sie, acht' dies früh und spät,
Erfassen als — Totalität.

* * *

Wieviel ist der Humor doch werth?
Humor ist ein geflügelt' Pferd,
Du schwingst Dich auf, es trägt Dich keck
Flugs über allen Jammer weg.
Drum gilt im Unglück der Humor
Gleich wie in Noth ein Louisdor.

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.